

*Über den Autor:*

Heiner Meemken, 1956 in Friesoythe geboren, arbeitete nach dem Pädagogikstudium als selbständiger Werbegrafiker, um als alleinerziehender Vater seines kleinen Sohnes Familie und Beruf miteinander vereinbaren zu können. Später war er Inhaber einer Oldenburger Werbeagentur, die er 2011 verkaufte, um sich ganz auf die wiedergefundene Leidenschaft des Schreibens konzentrieren zu können. Heute lebt er mit seiner Frau und dem 2012 geborenen dritten Sohn in Oldenburg.  
Die Autorensseite: [www.heiner-meemken.de](http://www.heiner-meemken.de)

Heiner Meemken

# HIMMEL

Roman

# ROT

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Originalausgabe Januar 2015

Knaur Taschenbuch

© 2015 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Sandra Lode

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Plainpicture/B.O.A.

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51437-5

2 4 5 3 1

*Für Wioletta*



14. Juni 2006

an: k.wiesenbach@froebel-gymnasium.de

Betreff: Hamburg 1977

Klaus, alter Freund. Endlich habe ich dich gefunden. Timothy sei Dank! (Keine Ahnung, ob er bei der Erfindung des Internets auch an uns beide gedacht hat.) Ihr habt an eurer Schule eine wirklich schicke und übersichtliche Homepage, da habe ich den Vertrauenslehrer der Oberstufe natürlich schnell finden können. Dein Foto ist übrigens gut gelungen, etwas grau um die Schläfen, aber wiedererkannt habe ich dich sofort.

Wie lange ist das jetzt her? Nach dem Studium warst du plötzlich wie vom Erdboden verschwunden. Wie die meisten anderen Genossen auch. Aber ich saß da in Hamburg und durfte weiterstudieren. Vielleicht hätte ich mir rechtzeitig mehr Gedanken um Paragraphen und die sonstige Juristerei machen sollen, aber ich kann dir versichern, als ihr alle untergetaucht wart, habe ich das erste Staatsexamen mit Bravour bestanden und bin dann ab ins Referendariat nach München. Hamburg – München, da fehlt nur noch New York am Ende, dachte ich mir damals. Aber ich bin hier hängengeblieben, allerdings nicht direkt in München, sondern etwas weiter östlich in Wasserburg. Du hast sicher schon mal davon gehört, oder? Falls du dich jetzt fragst, wie es dazu kam, kann ich dir nur antworten: die Liebe, was sonst.

Und du? Oldenburg? Der Nordsee bist du also treu geblieben. Den Wind und das rauhe Wetter habe ich ganz schön oft vermisst. Und der Hamburger Slang gefiel mir ehrlich gesagt auch besser als dieses Kauderwelsch hier. Aber irgendwann gewöhnt man sich auch daran.

Sind wir nicht alle Entwurzelte, Heimatlose? Wer ist schon dahin zurückgegangen, wo er herkam? Wenn ich mich richtig ent-

sinne, war das damals absolut tabu. Die sozialistische Revolution im Heimatkaff, ein lustiger Gedanke. Sozusagen nicht der Gang durch die Institutionen, sondern der Gang zurück nach Hause.

Leider zu spät für mich. Oder sollte ich sagen, wieder einmal zu spät? Keine Ahnung. Du musst wissen, gesundheitlich geht es mir schlecht, und eine Besserung ist in meinem Fall leider ausgeschlossen. Aber ich befinde mich zumindest an einem Ort, wo man sich bestens um mich kümmert.

Ich bin jetzt leider müde und werde etwas schlafen müssen. Du meldest dich? Es würde mich auf jeden Fall sehr freuen.

Ich fürchte, du wirst mich jetzt nicht wieder los. Aber keine Angst, ich beiße immer noch nicht.

Venceremos compañero!  
Rüdiger

PS: Sir Timothy Berners-Lee hat das Internet erfunden. Sag jetzt nicht, du hättest das gewusst.

# Martina

Donnerstag, 29. Juni 2006

Soeben hat sie ihre Wohnungstür geöffnet. Ihre Augenlider flackern. Wenige Sekunden vergehen, bis die Erinnerung kommt.

»Klaus?«

Ihr Gesichtsausdruck verändert sich. »Lange her.«

»Siebenundzwanzig Jahre.«

»Kann sein.« Sie dreht den Kopf zur Seite.

»Wie geht es dir?«

»Gut«, kommt es prompt zurück.

»Das freut mich.«

Sie schweigt.

»Ich möchte dich besuchen.«

»Sieh an«, bemerkt sie tonlos, ohne ihre Position in der Tür zu verändern.

»Kann ich ...« Ich beuge mich ein Stück vor.

»Du hast Nerven!«, sagt sie mit starrem Gesichtsausdruck.

Ich greife nach meiner Tasche.

Regungslos steht sie in der Tür. Ich warte.

Martina trägt eine elegante graue Hose, dazu eine weiße Bluse mit kurzen Ärmeln. Die oberen drei Knöpfe der Bluse sind geöffnet, und man sieht ihr den Tag an. Vermutlich ist Martina vor kurzem von der Arbeit gekommen, lag erschöpft auf dem Sofa, hörte Musik oder schlief. Ihre Haare sind blond, nicht sehr lang, und sehen auf den ersten Blick aus, als seien sie wirr durcheinander oder verwuschelt. Aber es ist nicht so. Der Schnitt, ich habe Ähnliches schon mal in Frauenzeit-

schriften gesehen, scheint sehr gekonnt zu sein. Und die helleren, dezent gesetzten Strähnchen geben dem Ganzen noch eine besonders modische Note. Ihre Nase dominiert das Gesicht mit den schmalen Lippen.

»Zufällig in der Stadt?«, fragt sie bissig.

»Nein. Ich bin zu Besuch bei dir.«

»Du hast Nerven«, wiederholt sie und schaut mir zum ersten Mal direkt in die Augen.

»Eigentlich ...«, antworte ich stockend. »Also, wenn ich ganz ehrlich bin, ist es mit meinen Nerven nicht so gut bestellt.«

»Aha!«

»Das ist eine lange Geschichte. Wenn du etwas Zeit hast ...«  
Martina verzieht das Gesicht. Mir kommt es bekannt vor.  
Langsam tritt sie zur Seite.

Meine Tasche steht im Flur. Sie schiebt mir eine große Tasse Milchkaffee über den Küchentisch.

»Vollautomatik«, erklärt Martina, als sie ihre Tasse unter das Gerät stellt. Die Küche ist groß, die Einrichtung neu. Teuer, vermute ich. Alles hell, die Arbeitsplatte aus Marmor. Sie zieht eine der großen Schubladen auf und schiebt sie lässig mit der Hüfte wieder zu. »Eine lange Geschichte?«, fragt sie wie beiläufig.

»Ist das nicht bei uns allen so? Nach so vielen Jahren und ...«

»Warum jetzt?«, unterbricht sie mich.

»Ich weiß es nicht, oder besser, es ist kompliziert ...«  
Erstaunen in ihrem Gesicht. »Sag das noch mal.«

»Ich weiß es nicht.«

»Wow. Dass ich das erleben darf! Wenn ich jetzt Champagner im Haus hätte ...« Sie reißt beim Sprechen die Arme hoch.

»Ich trinke nicht mehr.«

»Noch mal!«

Ich erinnere mich. *Noch mal* sagte sie immer, wenn sie mich nicht verstanden hatte oder nicht verstehen wollte.

Ich versuche es mit der Wahrheit. »Ich bin Alkoholiker.«

»Oh ... Also keinen Champagner«, meint sie spöttisch, als würde sie mir nicht glauben.

»Du kannst gerne was trinken. Das ist kein Problem für mich. Ich bin seit zwölf Monaten trocken.«

Sie streicht sich durch die Haare. Ich kenne diese Geste. Sie ist verlegen. »Entschuldige. War nur so dahingesagt.«

»Deinen Kaffee darf ich aber trinken. Er schmeckt mir übrigens ausgezeichnet.«

Sie lächelt zum ersten Mal, seit ich bei ihr bin. Eine Weile schweigen wir.

»Also raus damit. Was machst du so?«, fragt Martina schließlich.

Außer trinken, meint sie?

»Ich bin Lehrer am Gymnasium, aber das war ja absehbar bei meinem Studium.«

»Ich war später nicht mehr dabei. Vergessen?« Sie pustet verächtlich Luft durch ihre Nase. Ihre Stimme hat einen anderen Tonfall angenommen.

»Ich weiß, dass ...«

»Sieh an, das war nicht immer so.«

»Vielleicht bin ich ja auch deshalb hier?«

Martina holt ihren Taschenrechner heraus und scheint kurz zu überlegen, bevor sie ein paar Zahlen eintippt und mir das Gerät über den Tisch schiebt. »Mehr als neuntausendsechshundert Tage hast du Zeit gehabt. Brauchst du auch noch die Stunden?«

»Nein.« Wozu auch? Mir reicht, dass ich sie durchlebt habe.

Sie schiebt den Rechner zur Seite. »Eine Art Bußfahrt. Ist es das, was du mir sagen willst?«

»Wenn du es unbedingt so ausdrücken willst.«

Sie geht zum Fenster und öffnet es. »Und wenn ich abgeschlossen habe mit der Zeit damals? Ein für alle Mal?« Sie schaut zum Fenster hinaus, während sie mit mir spricht.

»Wenn ich gehen soll, sag es einfach.«

Schweigen.

»So pflegeleicht geworden?«, fragt sie trocken.

»Das weiß ich nicht. Aber ich versuche, ehrlich zu sein.«

Ich sehe, dass sie erstaunt ist. »Also Lehrer? Zufrieden damit?«

»Willst du es wirklich wissen?«

»Gute Frage«, sagt sie, als die Stille beginnt, weh zu tun.

»Fang einfach an. Rausschmeißen kann ich dich immer noch.«

Ist das wieder ein Lächeln? Der Mund, ja, aber die Augen sind unbeteiligt.

»Möchtest du die kurze oder die lange Version?«

Martina schaut demonstrativ auf ihre Armbanduhr und zuckt mit den Schultern. Ich entschlief mich für die Kurzform. »Examen beim alten Rolfs, der mit der roten Mütze, du erinnerst dich sicher. Dann Referendariat in Oldenburg, zwei Jahre Zwangsarbeit an einer Schule im erzkatholischen Friesoythe, mit Glück wieder Oldenburg und ans Fröbel-Gymnasium, Englisch und Geographie. Irgendwann dazwischen Andrea, große Liebe, dann kam Benjamin, das war im Sommer 1984. Unser Haus, ein altes aus den fünfziger Jahren, kernsaniert. Nach ein paar Jahren bin ich Jahrgangsleiter geworden, Familienurlaube, stellvertretende Schulleitung, gute Rotweine, zuerst nur abends und am Wochenende, bis später der Whisky dazukam, zwischendurch Benjamins Abitur, und irgendwann war die Luft raus.«

Sie nickt mit gespitztem Mund. »Wow, das Zweiminutenleben. Ich bin beeindruckt.«

Das bin ich schon lange nicht mehr, durchfährt es mich.

»Einen Sohn also. Und in dem Alter. Sieh an.«

Ich rechne nach. Vier Jahre waren damals seit unserer Trennung vergangen, Welten zu der Zeit.

»Und jetzt suchst du neue Luft?«, fragt sie.

Ich staune. Sie hat die Dinge auf den Punkt gebracht. Neue Luft, ein treffender Begriff: Ich bin leer und muss gefüllt werden.

»Berlin und Luft, das passt doch gut zusammen. War das nicht eine Operette von Paul Lincke aus dem vorletzten Jahrhundert?«, weiche ich aus.

»Immer noch so vollgestopft da oben?« Sie zeigt mit dem Finger auf meinen Kopf. Ihre Worte klingen, als hätte sie endlich etwas gefunden, das sie mir anlasten kann.

»Entschuldige.«

»Warum? Ist doch sicher ganz unterhaltsam in Lehrerkreisen.«

Ich nicke wortlos.

»Einen solch guten Kaffee habe ich noch nie hingekriegt«, sage ich schließlich und trinke den letzten Schluck.

»Ich auch nicht. Was meinst du, warum ich diesen Automaten habe.« Jetzt ist ihre Stimme weicher, verständnisvoller. Auch daran erinnere ich mich.

»Und wie ist es dir ergangen in der ganzen Zeit?«, wage ich endlich zu fragen.

Sie zieht eine Augenbraue hoch und hebt die Hand, als habe sie nichts zu erzählen. »Das Übliche.«

Ich streiche mit dem Zeigefinger über mein Nasenbein. »Sollte ich jetzt sagen: ein Leben in zwei Worten?«

Sie stutzt. »Bin ich dir zu schroff?«

»Habe ich das zu bestimmen?«

Martina erhebt sich, geht zu dem Automaten und hantiert daran herum. Zischen, ein Klopfen. Alles geht schnell. Der neue Kaffee steht vor uns.

»Na, gut«, sagt sie und fängt an zu erzählen.

Ich überlege, wann ich das letzte Mal einem Menschen zwei Stunden zugehört habe. Als wir ein Paar waren, studierte Martina Chemie in Hamburg, bis sie den Studienort wechselte. Dann kam Münster, wie sie mir schilderte, die Stadt der Fahrräder. Abschluss mit einer glatten Eins, und danach sei sie in die Forschung gegangen. Sie erzählte von ihrer Zeit in Freiburg und der Arbeit bei Roche in Basel. Ebenso viele Fahrräder, merkte sie zu ihrem damaligen Wohnsitz an, und dass sie Radfahren doch eigentlich hasse. Sie sprach von einem Mann, Chemiker beim gleichen Konzern. Ein Spanier, entfuhr es ihr, als sei damit alles gesagt. Fast zehn Jahre sei sie mit ihm zusammen gewesen, dann habe er eine Chemielaborantin geheiratet, die selbst noch ein Kind gewesen sei und weitere drei Kinder dazubekam.

Danach habe sie es nicht mehr ausgehalten in Freiburg, aber zumindest der Wechsel sei einfach gewesen. Headhunter, meinte sie grinsend und hob die Mundwinkel um wenige Millimeter an. Dann sei sie nach München geflüchtet. Es folgten fünf angenehme Jahre mit fünf weiteren Männern. Wie angenehm diese gewesen waren, ließ sie offen. Ein Arzt mit Glatze, ein Ingenieur mit guten Manieren, ein Schauspieler, ich würde ihn vielleicht aus dem Fernsehen kennen, auch wenn es nur für kleine Nebenrollen gereicht habe. Ob die zwei weiteren keinen Beruf hatten, fragte ich nicht. Später sei sie dann nach Berlin gezogen, eine Stadt im Aufbau. Sie sei im Marketing tätig, zumindest im weitesten Sinne. Wissenschaftlich,

natürlich. Kongresse, Tagungen, verbunden mit viel Reisen um die ganze Welt. Berlin sei arm aber sexy, wie der Bürgermeister gerne zu sagen pflege. Es sei hier ein Leben auf der Überholspur. Herrlich, nannte sie das.

Martina lacht beim Erzählen. Wenn ihre Hände mitsprechen und ihr Körper dabei nach vorne geneigt ist, wirkt sie auf mich wie eine junge Frau. Sie wohnt in Zehlendorf, da, wo Autos noch eine geräumige Garage haben und die Linden am Straßenrand Schatten spenden. Auf meinem Weg vom Bahnhof lief ich an in Stein gemeißelten Reichtümern der vorletzten Jahrhundertwende vorbei: Villen in Weiß mit gepflegten Gärten. Dazwischen neue Gebäude mit riesigen Fensterfassaden im Bauhausstil.

Jetzt erzählt sie mir von einem Forschungsprojekt, das sie eine Zeitlang mit betreut hat. Ich höre zu, nicke hin und wieder.

»Du trägst ja gar keinen Ring?«, bemerkt sie unvermittelt.

»Im Moment nicht.«

»Ich bin auch solo«, sagt sie. Mehr nicht.

Ich nicht, möchte ich antworten.

Sie spricht von ihrer Arbeit. Von ihrem letzten Kongress in Orlando, der Stadt mit den fünfzig Vergnügungsparks und dem subtropischen Klima. »Eine Woche, jeder Tag sechzehn Stunden, alles eingerechnet«, erklärt sie und fährt fort: »Als Lehrer hat man sicher mehr Ruhe. Und die Ferien erst, viermal im Jahr. Oder sind es fünf?«

Unterrichtsfreie Zeit, will ich sagen, zucke aber nur mit den Achseln.

»Ich fliege dieses Jahr drei Wochen auf die Malediven. Strände, so weit das Auge reicht«, schwärmt sie weiter. »Was machst du in ...« Sie zögert. »... im Urlaub?«

Was soll ich ihr antworten? Ich mache nichts. Ich besuche eine Frau, die nicht von mir besucht werden wollte und die mich nie eingeladen hat. Ich suche etwas, von dem ich selbst nicht genau weiß, was es ist.

»So schweigsam?«, fragt sie.

»Nein, eigentlich nicht. Ich höre dir nur gerne zu.« Endlich, füge ich in Gedanken hinzu.

»Wo schläfst du?«

»Hier?«

Martina lacht kurz auf, als hätte ich einen Scherz gemacht. Ich schaue sie ruhig an, während sie abweisend den Kopf schüttelt. Sie steht auf. »Würdest du dich an meiner Stelle aufnehmen?«

»Nein«, antworte ich und stehe ebenfalls auf.

Sie geht vor. Ich greife nach meiner Reisetasche. Wir stehen lange schweigsam im Flur voreinander, bis sie sich abwendet und die Wohnzimmertür öffnet. »Komm rein!«

Das mit hellem Stoff bezogene Sofa ist weich, ohne dass ich in ihm versinke. Gänsefedern, sagt sie, und dass es ein Designerstück aus Holland sei. Der antike Kirschholzschränk wird von der Abendsonne angestrahlt. Der Blick nach draußen führt in den Garten des Hauses. Ich sehe eine alte Platane, die Schatten spendet für die Teakholzmöbel unter ihr.

Meine Tasche steht im Gästezimmer.

Martina trinkt Rotwein, ich Wasser. Der Wein ist ein erstklassiger Bordeaux, von dem ich vom gleichen Jahrgang eine Kiste in meinem Keller stehen hatte.

Irgendwann holt sie die Vase aus dem Schränk. »Erinnerst du dich noch?«

Ich erkenne die Vase. Damals habe ich sie auf einem Flohmarkt im Dammtorviertel gefunden. Ich weiß noch, wie ich

mit dem alten Mann hinter dem Tapetentisch gefeilscht und den Preis fast um die Hälfte heruntergehandelt habe. Ein kleines, bauchiges Gefäß aus kobaltblauem Glas mit Goldrand oben und unten. Sie war mein Geschenk zum Einzug in unsere Wohnung. Zwei Zimmer, Küche, Bad für zweihundertdreißig D-Mark plus Nebenkosten.

»Ja«, sage ich erstaunt.

»Ich wollte sie schon x-mal zertrümmern. Aber letztendlich hat sie doch überlebt. Schon merkwürdig, oder? Seit fast einem Vierteljahrhundert schlepe ich sie von Wohnung zu Wohnung und bin nicht in der Lage, sie wegzuwerfen.«

Ich sehe unsere kleine Wohnung vor mir, die vier verschiedenen Stühle, die wir auf dem Sperrmüll gesammelt und gemeinsam abgeschliffen haben, um sie dunkel zu beizen, den grün lackierten Tisch und die Gardinen, die mir meine Mutter per Post zuschickt hatte. Unsere erste eigene Wohnung, raus aus der Genossen-WG, dem Chaos.

»Dass du die Vase aufbewahrt hast ...«

Sie stellt sie auf den Tisch und setzt sich zu mir. »Ein Psychologe würde sicher die richtige Erklärung dafür finden. Ich habe leider keinen.«

Aber ich, liegt es mir auf der Zunge.

»Alles Quacksalber. So hast du sie genannt«, fährt sie fort.

»Das war in einer anderen Zeit. Ich glaube heute ...«

»Manche Dinge ändern sich nie«, unterbricht sie mich und zieht verächtlich einen Mundwinkel nach unten.

»Man hat nicht immer alles in der Hand«, versuche ich zu erklären.

»Eine merkwürdige Zeit!«, meint sie gedankenversunken.

Es klingt, als wenn wir uns in Redensarten verständigen. Sie scheint es ebenfalls zu bemerken.

»Wir dachten, wir seien erwachsen und könnten die Welt auf den Kopf stellen. Alles sollte anders sein, als wir von zu Hause weggingen. Dabei ...«

»Und war es das wirklich?«

Ich muss an meine Eltern denken. Sie gingen samstags zur Beichte und sonntags in die Kirche, knieten vor dem Fernseher, wenn der Papst am Ostersonntag den Segen spendete, und sprachen über Nichtkatholiken wie Aussätzige. Ich verachtete sie zu dieser Zeit.

Wenige Monate vor seinem Tod erzählte mein Vater mir seine Geschichte. Er hatte den Krieg ohne sichtbaren Schaden überlebt, und als er auf der Ladefläche eines alten Lkws in seinen zerstörten Heimatort fuhr, ausgemergelt, aber am Leben, wollte er neu beginnen. Er habe es versucht, sagte er mir. Aber wie könne auf verseuchter Erde etwas wachsen?

Zu meinen Studentenzeiten hätten die letzten Worte aus meinem Mund kommen können. Nun aber schämte ich mich, als er sie aussprach.

»Ich dachte damals, dass nichts unerreichbar wäre«, antwortete ich Martina.

»Und jetzt?«

»Es ist viel Zeit vergangen. Ich glaube, ich ...«

»Amen«, fällt sie mir ins Wort.

»Hast du nie das Gefühl gehabt, etwas verpasst zu haben?«

Sie schenkt sich Rotwein nach und wechselt das Thema. »Weißt du noch, was wir getrunken haben? Diese eklige Brühe von Aldi. Was hat die Riesenflasche noch gekostet?«

»Zwei Liter, zwei Mark.«

»Also hierfür ungefähr fünfunddreißig Cent.« Sie nimmt die Rotweinflasche in die Hand. »Dabei gab es zu der Zeit auch schon gute Weine.«

»Die gibt es seit Jahrhunderten.«

»Wann hast du deine Haare abgeschnitten?«, fragt sie, ohne auf meinen Kommentar einzugehen. Vermutlich will sie nicht über das Thema sprechen. Ich rieche das intensive Bouquet des Weines, eines Bordeaux, dunkelpurpurrot mit einem Anklang nach gekochten Früchten, Backpflaumen und Vanille. Der Abgang fein und lang.

Martina steht auf, ohne auf meine Antwort zu warten. »Du willst doch noch nicht schlafen?«

Sie geht in die Küche. Ich höre das Quietschen eines Korzenziehers beim Eindringen in den Verschluss und den dumpfen Knall nach dem Herausziehen, bevor sie mit der gefüllten Karaffe zurückkommt. »So kann er schneller atmen.« Es klingt wie eine Entschuldigung. »Wo waren wir stehen geblieben?«

»Meine Haare.«

»Weißt du eigentlich, dass ich mich als Erstes in deine Lockenpracht verliebt habe?«

»Nein, das hast du mir nie gesagt.«

»Wir haben nie über so etwas gesprochen.«

Ich nicke und sehe gleichzeitig mich und die Genossen im verrauchten Hinterzimmer einer Kneipe diskutieren. Über Frauenrechte, Emanzipation, Vergewaltigung in der Ehe.

»Ich fürchte, das war wohl nicht erlaubt. Wenn ich an unsere Diskussionen denke und ...«, versuche ich mich zu rechtfertigen, als sie mich wieder einmal unterbricht.

»Blödsinn. Das war nur schön einfach. Zu denken, was politisch richtig ist. Was für einen Quatsch wir uns zusammengereimt haben, unglaublich!«

Musik klingt aus den eleganten schmalen Boxen. Die CD, die ich Martina mitgebracht habe, enthält Liebeslieder von Norah Jones. Sie singt über den Regen, der auf das Blechdach fällt

und mit dem sie aufwachen will, während sie in den Armen ihres Geliebten liegt.

»Romantisch«, meint Martina, während sie den Oberkörper langsam hin und her wiegt. »Und wir?«

Ich zucke mit den Achseln.

»... waren dumm genug, ein Kind zu zeugen.«

Da ist es. Wir haben das Thema über Stunden vermieden.

Ich erinnere mich. Gemeinsam waren wir auf einem Treffen der Studentenvertretungen aus der ganzen Republik, das in Marburg stattfand. Ich hätte aufpassen müssen. Ich bin schuld.

»Denkst du manchmal daran?«, hakt sie nach.

»Du meinst ...«

»Was sonst!«

Norah singt über den langen Tag, der vorbei ist. Ich streiche über mein Nasenbein.

»Das hast du früher auch schon gemacht.« Ihre Stimme klingt jetzt angenehm mild. Dann zuckt sie zusammen, als erinnere sie sich wieder an das gerade von ihr angesprochene Thema.

Damals, als sie mir von der Schwangerschaft erzählte, schwiegen wir uns zwei Tage und zwei Nächte an. Ich wollte kein Kind mitten im Studium, ohne Geld und Beruf. Sie stimmte mir zu und machte einen Termin bei Pro Familia und dem Frauenarzt.

»Du warst nicht da«, flüstert sie.

Ein Termin, würde man heute sagen. Ich hatte einen Termin in Berlin, eine Fachschaftskonferenz über mehrere Tage. Die Zugfahrt dauerte damals vier Stunden, die Fahrt mit der S-Bahn eine weitere.

»Bist du nicht sogar in Berlin gewesen?« Der Bordeaux gleitet ins Glas. Sie trinkt. Und Norah singt über die Sonne, die sich ohne Bezahlung erheben wird.

Damals hatte sie mir versichert, ich könne fahren, da es ja nur ein Routineeingriff sei und sie schon in drei oder vier Tagen aus der Klinik entlassen werde. Und dass es doch so wichtig für mich sei, in Berlin dabei zu sein.

»Ich hätte nicht fahren sollen.«

»Nein, das hättest du nicht.«

Aber ich bin gegangen, und sie ist geblieben. Es war neblig, als ich sie frühmorgens ins Krankenhaus gebracht habe. Mein Zug fuhr drei Stunden später ab.

»Was war eigentlich in Berlin?«, fragt sie nach einer Weile.

Ich erinnere mich, dass ich zusammen mit Rüdiger dort war: unsinnige Diskussionen in aufgeheizter Stimmung, links gegen links. Allein bis wir uns auf eine Tagesordnung geeinigt hatten, verging ein halber Tag.

»Nichts«, antworte ich schließlich.

»Ich habe bis zum letzten Augenblick überlegt, ob ich ...«  
Sie wendet das Gesicht ab.

»Das habe ich nicht gewusst«, sage ich leise.

»Ob es ein Junge oder ein Mädchen geworden wäre?«, fragt sie in die entstandene Stille hinein.

Mein Sohn Benjamin sollte ein Mädchen werden. Der Name stand bereits fest. Katharina-Marie. Ein Mädchen wäre schön gewesen, will ich jetzt sagen, aber es geht nicht. Wieder nicht.

»Warum bist du hier?« Es klingt, als stelle sie sich die Frage selbst.

Ich will die Antwort herausschreien, aber mein Kehlkopf fühlt sich an wie verdorrt, und Norah singt von ihrem früheren Geliebten, der alleine ist, nur mit seiner Trauer und in seinem Zimmer, das nach den Blumen riecht, die er damals pflückte.

»Dass du diese Musik magst.« Sie schenkt sich Rotwein

nach. Draußen dämmt es. Sie zündet weitere Kerzen an, sagt, dass sie dieses Licht liebe, da es Platz ließe für ihre Gedanken und Gefühle.

»Das mit der CD war ein reiner Zufall. Ich habe die Musik vor einem halben Jahr im Café gehört, und da hat sie mir gleich gefallen. Vor allem dieser nie enden wollende Liebeschwur.«

»Liebe, Liebe, als wenn es nichts anderes mehr auf dieser Welt gäbe. Toll. Wie im richtigen Leben.«

Unwillkürlich muss ich an meinen Vater und meine Mutter denken, die sich nie in meiner Gegenwart küssten oder zärtlich umarmten.

»Weißt du eigentlich, was Liebe ist?« Ihre Stimme klingt nach Wein und Sehnsucht. »Für euch Männer nur Sex. Mehr nicht«, antwortet sie auf ihre eigene Frage. »Und wenn es dir aus den Ohren wieder herauskommt, suchst du dir eine andere. Oder? So ist es doch!«

»Ich bin schon sehr lange verheiratet.«

Sie lacht. Erst kurz, abgehackt, dann kräftiger. Ein kleiner Anfall, der im Husten endet. »Entschuldige. Ich habe das zu oft gehört. Verheiratet. Nichts als Ausreden. Bla, bla, bla. Beim letzten Mal habe ich das Bierglas auf seine Hose gekippt. Ich glaube, er hieß Jochen. Ganze drei Monate hat es mit uns gehalten, sozusagen der Dreimonatsjochen. Männer können so doof sein.«

»Und Frauen?«

»Dumm. Was sonst. Prost!«

Martina hebt ihr Weinglas. Ich schenke mir Wasser nach.

»Bist du nie fremdgegangen?«, fragt sie, nachdem wir eine Weile geschwiegen haben.

Vierundzwanzig Jahre sind viele Monate und noch mehr Tage. Vor fast genau drei Jahren ist es das letzte Mal passiert:

Susanne, eine Kollegin, verheiratet, zwei Kinder, eine gemeinsame Tagung in Lüneburg, ein Restaurant in der Altstadt, der Wein. Wir suchten nach einem Taxi, als sie stolperte und ich ihr auf die Beine half. Wir standen ganz nah voreinander. Da ist es geschehen. Später, in der kleinen Gasse, öffnete sie meine Hose, während sie langsam ihren Rock hochhob. Verrückt. Wochen danach haben wir uns zum ersten Mal in einem kleinen Hotel, fünfzig Kilometer von Oldenburg entfernt, getroffen. Als ich ankam, wartete sie bereits im Zimmer auf mich. Wir zogen uns hastig aus und schiefen miteinander. Kurze Zeit später sind wir nach unten ins Restaurant gegangen. Ich weiß nicht mehr, wie viele Male wir uns dort gesehen haben.

»Ja, schon«, antworte ich auf ihre Frage, ob ich fremdgegangen sei.

»Und deine Frau?«

Ich nicke.

»Klasse. Jeder betrügt jeden.«

Nein, will ich sagen. Und dass es anders ist. »Betrügen, das ist ...«

»Genau das richtige Wort!«, unterbricht sie mich barsch.

»Aber es passiert manchmal.«

»Bla, bla«, blafft sie mich an.

Ich schweige.

»Geht ihr jetzt getrennte Wege, du und deine Frau? Nein, wahrscheinlich ist es eher eine Auszeit. Das klingt ja so schön unverbindlich. Und später geht es natürlich zur Eheberatung. Klar. Das Haus, der Garten, das Auto. Um das alles wäre es doch schade.«

»Ich habe eine eigene Wohnung«, murmele ich.

»Oh! Klein, grau, hässlich? Sozusagen eine BÜßerwohnung?« Martina hebt ihr Glas. »Auf die armen, verlassenem

Männer. Auf dass sie alle reuig in den Schoß der Familie zurückkehren.«

»Geht es wirklich darum?«

»Pah!«, wirft sie mir spöttisch entgegen.

»Ich kenne niemanden, der sich gerne trennt.«

»Aber in der Gegend herumvögeln, das könnt ihr.«

»Aus deinem Mund klingt das nach Vergewaltigung.«

»Sieh an! Da habe ich doch wieder mal einen Kenner der Materie getroffen. Aber stell dir vor: So habe ich mich manchmal gefühlt. Benutzt und weggeworfen.«

Ich schweige, muss an Susanne denken. Vor einem Dreivierteljahr traf ich mich noch einmal mit ihr in einem Café. Sie war mir lange Zeit aus dem Weg gegangen, meinte, ich erwarte zu viel von ihr und dass sie ihre Familie nicht verlassen würde. Wir saßen uns an einem Tisch gegenüber, schwiegen nach ihrer Erklärung. Irgendwann berührte sie sanft meine Hand und fragte, ob ich sie begleiten würde. Sie müsse in der Wohnung einer Freundin Blumen gießen. Wir schliefen dort miteinander, aber der Sex war ein anderer. Einfach und laut.

»Benutzt und weggeworfen. Das tut mir leid.«

»Wenigstens einer«, brummt sie und schiebt die leere Karaffe von sich weg. »Was machen wir jetzt?«

»Vielleicht auf Wasser umsteigen«, schlage ich vor.

»Bisschen spät ...«, lallt sie.

»Dafür gibt es keinen geeigneten Zeitpunkt.«

»Quatsch! Wie wäre es mit meinem fünfzigsten Geburtstag! Nach einem halben Jahrhundert sollte ich endlich etwas ändern, oder? Oje! Ich quatsche schon wie meine Mutter.«

Sie will nicht über den Alkohol reden, vermute ich.

»Wie geht es ihr?«

»Wie soll es einem Stein gehen? Er verändert sich nicht oder

nur mit größter Gewaltanwendung. Du hast sie doch erlebt. Oder schon vergessen?»

Nur ein einziges Mal nahm Martina mich mit zu ihr. Ich erinnere mich genau an den Winter, dieser verrückte Schneewinter, in dem Norddeutschland unter meterhohen Schneewehen verschwand. Ihre Mutter lebte in Göttingen, und in unserer ersten Nacht bei ihr schneite Norddeutschland zu. Wir mussten drei Tage bleiben, bis die Züge wieder fuhren.

Ihre Eltern hatten nie zusammengelebt. Sie sei ein Unfall gewesen, sagte Martina stets. Die wechselnden Männer ihrer Mutter hasste sie, später verliebte sie sich in einen von ihnen. Was genau dann passierte, hat sie mir nie erzählt.

Ihre Mutter stand bereits in der Tür, als wir den Koffer die vier Etagen hochschleppten. Erst nach mehreren Stunden des Ab tastens schien sie beschloss en zu haben, dass ich zur Familie passen würde. Sie reichte mir einen Cognac, und wir stießen darauf an. Martina, die die Aktion misstrauisch beäugelt hatte, kommentierte sie abends im Bett. Sie sei froh, dass wir am nächsten Vormittag wieder abreisen würden.

Als Wind und Schnee ihre Flucht und somit ebenfalls unsere Abreise verhinderten, folgten drei anstrengende Tage für uns alle. Mutter und Tochter stritten sich wegen jeder erdenklichen Kleinigkeit, schrien sich abwechselnd an oder weinten. Ich flüchtete aus der Wohnung und kam erst nach vielen Stunden, die ich in der kalten Göttinger Innenstadt verbracht hatte, zurück und musste mir Vorwürfe von beiden Frauen anhören. Zumindest in diesem kurzen Augenblick schienen sie einer Meinung zu sein. Ich schwieg und ertrug die Zeit bis zur Abfahrt.

»Vielleicht seid ihr euch beide zu ähnlich«, sage ich.

Martina prustet los. Sagt, das sei Hausfrauenpsychologie. Ich reagiere nicht, sie redet weiter. Erzählt von den Liebha-

bern ihrer Mutter, ich höre zu. Wenige der Geschichten kenne ich. Nach unserem Besuch in Göttingen vermied sie das Thema und weigerte sich viele Monate, zu ihrer Mutter zu fahren.

Die Uhr an der Wand zeigt Viertel nach zwölf. Sie trinkt ihren zweiten Whisky. Einen Absacker, nennt sie ihn und dass er bereits fünfundzwanzig Jahre auf ihren Gaumen warten würde. Sie erzählt, dass es in Schottland fast hundert Brennereien gäbe und sie auf einer Reise die Besten der Besten besucht habe. Zusammen mit einem Freund. Hotelmanager, sagt sie noch, bevor sie für einen Augenblick einnickt. Mit einem kurzen Zucken, das ihren ganzen Körper zu durchlaufen scheint, schreckt sie wieder hoch.

»Wie spät?«, fragt sie tonlos.

»Zeit fürs Bett.« Ich stehe auf.

»Spielverderber«, murmelt sie, will sich erheben und fällt im gleichen Moment zurück in den Sessel. Ich reiche ihr meine Hand, sie schnaubt mir ihr gewohntes »Pah!« entgegen und versucht, ein weiteres Mal hochzukommen. Ich helfe ihr.

»Musst du nicht«, sagt sie noch.

In der Mitte ihres Schlafzimmers steht ein breiter japanischer Futon. Als sie sich auf das Bett fallen lässt, zieht sie mich mit. Nur mit Mühe kann ich verhindern, dass ich auf sie falle. Sie kichert, zerrt an ihrer Bluse. »Hilf mir doch.« Es klingt ärgerlich.

Ich knöpfe vorsichtig die Bluse auf und hebe ihren rechten Arm, um sie von dem Kleidungsstück zu befreien. Sie seufzt zufrieden, bevor sie sich auf die Seite dreht.

»Etwas weiter«, fordere ich sie auf. Mühsam wälzt sie sich herum. Der Reißverschluss der Hose klemmt, und erst beim dritten Anlauf kann ich ihn öffnen. Weitere zwei Drehungen sind notwendig, bevor sie in Slip und BH vor mir liegt.

»Bleib hier«, stöhnt sie, als sie mich zu sich zieht. Ich

verharre in der Position, warte, bis ich leise Schnarchgeräusche höre, und versuche mich vorsichtig aus ihrem Haltegriff zu befreien. Sie schreckt hoch, setzt sich aufrecht im Bett hin.

»Willst du nicht schlafen?«, stammelt sie sichtlich durcheinander und öffnet langsam und umständlich ihren BH. »Weg damit«, lallt sie, während sie sich auch noch den Slip abstreift. Ihre Hand klammert sich an meiner fest. Ich gebe auf und lasse mich neben sie fallen. Meine Hose ziehe ich im Liegen aus.

Ich spüre ihre Wärme, die mich an die Nächte in unserer kleinen Wohnung erinnert. Unser Bett war zu schmal für zwei Personen und zwang uns, eng aneinandergeschmiegt zu schlafen. Mit der Zeit lernten wir, uns aufeinander einzustellen, und ich vermisste die Nähe, wenn sie nicht zu Hause schlief.

Als sie sich mir zugewandt auf die Seite legt, fallen mir ihre schweren Brüste entgegen. Sie legt ihren Arm über meinen Oberkörper und schiebt ein Bein zwischen meine. Ich streiche ihr die Haare aus dem Gesicht. Sie brummt zufrieden.

»Warum war ich damals so grausam?«, flüstere ich.

Martina lächelt im Schlaf.

Mein Arm ist eingeschlafen. Ich ziehe ihn vorsichtig unter ihrem Körper hervor. Es ist kurz nach sieben, und ihr Wecker klingelt. Ich drücke auf den Schalter an der Oberseite.

Mit einem tiefen Stöhnen dreht Martina sich zu mir. »Wie spät?«, fragt sie verschlafen.

»Noch früh, schlaf weiter!«

Sie legt ihren Kopf in meinen Arm, schmiegt sich an mich.

»Danke, dass du geblieben bist«, sagt sie leise.

Es hat mir gutgetan, denke ich. Ihre Nähe, ihr Wunsch nach meiner Nähe. Die Enge. Die Wärme. Sie. »Es hat mich an

früher erinnert. An unser erstes Bett. Dieses kleine Teil, das wir vom Sperrmüll gerettet haben.«

»An sonst nichts?«, fragt sie in einem Ton, der empört klingen soll.

»Ich muss überlegen.« Ich zupfe theatralisch an meiner Nase. »Na ja. Ich habe eine Ewigkeit nicht mehr in den Armen einer Frau geschlafen.«

»Und?«

»Ich habe etwas Herrliches geträumt.« Ich streiche ihr die Haare aus dem Gesicht. »Du siehst so eigenartig zufrieden aus, wenn du schläfst. Weißt du das?«

Ihre Augen weiten sich und lächeln für einen Augenblick.

»Als du gestern in der Tür gestanden hast, ist mir die Spucke weggeblieben. Ohne Ankündigung oder Einladung. Einen kurzen Moment wollte ich dir die Tür vor der Nase zuschlagen.«

Sie fährt mit der Hand unter mein T-Shirt, um es sanft hochzuschieben. »Gut in Schuss, der Herr!«

»Ich habe fünfzehn Kilo in acht Monaten abgenommen.«

»Alle Achtung! Die Diät musst du mir verraten.«

»Da kann ich dir leider nicht zu raten.«

Martina zieht mir vorsichtig das T-Shirt aus. Mit ihrem Kopf auf meiner Brust liegend, summt sie ein Lied vor sich hin. »Schade, dass nichts aus uns geworden ist. Wir hätten ein schönes Paar abgegeben.«

Sie weiß es. Ich weiß es. Es konnte nicht gutgehen.

»Wie war eigentlich unser Sex damals?«, fragt sie.

»Verlogen und schnell.«

»Das wollte ich jetzt nicht hören.« Sie boxt mir sanft in die Seite und zieht mich erneut an sich. »Liegst im Arm einer schönen, nackten Frau und redest dich um Kopf und Kragen.«

Ich schmunzle über die Worte, während ich ihre zärtlichen Berührungen genieße.

»Hattest du viele Affären?«

»Das ist eine komische Frage«, antworte ich nach einer Weile.

Sie reagiert nicht. Stellt die nächste Frage.

»Warum hast du deine Frau verlassen?«

»Verlassen. Das klingt so endgültig.«

»Warum bist du hier?«

Ich schweige.

»Weißt du es nicht?«

»Das ist nicht einfach zu erklären. Mir ging es nicht so gut in letzter Zeit. Wenn ich ehrlich bin, läuft es seit Jahren nicht mehr – wie soll ich das jetzt ausdrücken, rund ... Es läuft nicht mehr rund. Ich habe viel nachgedacht: meine Ehe, die Arbeit in der Schule, eigentlich über mein ganzes Leben. Dann hat sich noch Rüdiger gemeldet. Hast du Kontakt mit ihm?«

»Nein, zu niemandem von damals. Was ist mit Rüdiger?«

»Er ist krank.« Meine Stimme versagt.

»Schlimm?«

»Ich fürchte ja.«

»Aber deshalb bist du doch nicht hier.«

»Ein wenig schon. Als ich gehört habe, wie es ihm geht, hat es mich ganz schön umgehauen. Plötzlich kam alles wieder hoch, alles von damals, unsere Träume, unser – Leben in der WG. Ich bin einfach los, ohne großen Plan. Weißt du immer genau, warum du etwas machst?«

Warum weiche ich ihrer Frage aus? Bin ich nicht genau deshalb hier? Weil ich nicht mehr ausweichen will?

»Ich wollte dich sehen, mit dir sprechen, dich fragen, warum du damals so plötzlich verschwunden bist.«

Martina hält den Zeigefinger auf meine Lippen. »Nicht jetzt«, sagt sie leise. »Wir haben noch Zeit.«

Sie gibt mir einen Kuss auf die Wange. Ein kurzes Kichern folgt. »Das war für letzte Nacht. Wie wäre ich ohne dich ins Bett gekommen? Und ausgezogen hast du mich auch, oder? Der Whisky hat mich umgehauen. Elendes Zeug. Ich werde es in den Ausguss kippen.«

»Gute Entscheidung.«

»Ruhe! Das ist ganz allein mein Leben. Und mein Whisky.«

»Klar. Was sonst?«

Schweigen.

»Hast du Hunger?«, fragt sie.

»Nein. Später vielleicht. Aber wenn dein vollautomatischer Kaffeeproduktionsapparat von hier aus zu bedienen ist, würde ich nicht Nein sagen.«

Martina springt aus dem Bett. »Ich brauche fünf Minuten. Das Ding muss erst mal warm werden.« An der Tür dreht sie sich um und steht mit herabhängenden Armen nackt vor mir. »Bin ich zu dick?«

Ich mustere sie mit einem Schmunzeln auf den Lippen. »Du siehst perfekt aus. So, wie eine Frau aussehen muss.«

»Lügner, elender!«, gibt sie vergnügt zurück.

Das Zischen und Geschirrklopfen aus der Küche hört sich vertraut an. Die Uhr springt auf drei Minuten nach acht.

Martina steht in der Tür, in der Hand ein Tablett mit zwei großen Tassen, auf denen Milchschaum thront. »Voilà. Darf der Zimmerservice auch ohne angemessene Bekleidung eintreten?«

Ich verziehe das Gesicht und setze eine ernste Miene auf. »Ich denke, ich werde mal eine Ausnahme machen.«

»Was unternehmen wir heute?«, fragt sie, als wir wieder nebeneinander im Bett liegen.

»Du gehst schön zur Arbeit, und ich schaue mir Berlin an.«

Die Lichtflecken der Sonne kriechen langsam über den Parkettboden an der gegenüberliegenden Wand hinauf. Den Wecker hat Martina vor einer Weile umgedreht.

»Für das Erste ist es schon zu spät, und das Zweite ist eine gute Idee. Natürlich nur, wenn du mich mitnimmst.«

»Ich weiß nicht«, sage ich, so ernst es mir möglich ist. »Die ganze Nacht und jetzt noch der Tag. Ob ich das aushalte?«

Martina schaut mich gespielt grimmig an und sitzt im nächsten Moment auf meinem Bauch, um sich gleich darauf nach vorne fallen zu lassen und meine Arme an den Händen über meinen Kopf zu ziehen. »Ich habe mich hoffentlich ver-  
hört.«

Ich brumme wie ein gefährlicher Bär, während ich versuche, mich zu befreien. Sie verteilt ihr Gewicht geschickt und klammert sich an meinen Beinen fest. »Ergibst du dich?«

Nachdem es am frühen Vormittag bewölkt war, scheint jetzt die Sonne zwischen den kleinen weißen Sommerwolken hindurch. Wir laufen am Spandauer Schifffahrtskanal entlang. Auf der Fahrt mit der S-Bahn hatte ich vorgeschlagen, in Wedding auszusteigen, um von dort aus zu Fuß nach Berlin Mitte zu laufen.

»Hier muss die Grenze gewesen sein«, behaupte ich zum wiederholten Mal und zeige auf einen alten Wachturm.

»Das ist doch Vergangenheit«, sagt Martina gelangweilt. »Die Mauer gibt es schon lange nicht mehr.«

»Davon hab ich gehört«, erwidere ich schmunzelnd.

Trotzdem, es fasziniert mich, dass genau hier Beton zwei Welten voneinander getrennt hat und ich die Grenze jetzt beliebig oft überschreiten kann. Wir laufen über einen Friedhof, der direkt am Kanal liegt. Auf der Karte suche ich den Na-

men: Invalidenfriedhof. Vereinzelt stehen hier eindrucksvolle Grabsteine mit eingemeißelten Daten aus dem vorletzten Jahrhundert.

»Unsere tapferen Krieger«, spottet Martina mürrisch, scheint aber langsam Gefallen an unserem Spaziergang zu finden.

»Die Mauer ist direkt hier durchgelaufen. Der Friedhof war sozusagen doppelter Todesstreifen«, zitiere ich meinen Reiseführer. Ich lese die Passage über den Nordhafen vor, der Mitte des 19. Jahrhunderts gegründet und in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts geschlossen wurde. Auf der gegenüberliegenden Seite stehen alte Industriegebäude, vor ihnen zwei Künstler, die ihre Staffelei draußen aufgebaut haben und offensichtlich malen. Das seien jetzt Galerien und Werkstätten, erwähnt Martina.

Wir laufen in Richtung des neuen Hauptbahnhofs. Mit hochgerektem Kopf gehe ich um den Komplex herum. Martina will weiter, spricht davon, dass es doch nur ein Bahnhof sei. Wir setzen uns in ein Café.

»Erschöpft?«, frage ich.

»Quatsch!«, sagt sie, ohne zu zögern. »Alles wunderbar. Aber zurück laufe ich ganz bestimmt nicht. Das reicht mir für die nächsten drei Monate.«

Ich lache, sie lacht, sagt, dass sie heute Abend eine Massage brauche und ich mich geistig vorbereiten möge. Ihr Handy summt, sie greift in die Tasche und schaut auf das Display, bevor sie einen Knopf drückt und das Telefon zurücklegt. An ihrem Hals entsteht ein runder roter Fleck. Schon zu unseren gemeinsamen Zeiten konnte ich daran erkennen, dass sie verärgert oder aufgeregt war.

»Die Firma?«

»Nein. Privat«, antwortet sie, ohne mich dabei anzuschauen.

»Geht es weiter?«

»Du wolltest zum Kanzlerpalast?«

»Klar. Ins Zentrum der Macht!«, spottete ich.

Wie egal uns die sogenannte Politik doch geworden ist, wundere ich mich. Die rot-grüne Regierung ist seit einem halben Jahr Geschichte, und Joschka, der eigentlich auf den schönen Namen Joseph Martin getauft wurde und schon lange kein Ministrant in Oeffingen mehr ist, sitzt in den hinteren Reihen des Bundestages, wo er über seine Zukunft nachdenkt. Seine Ehefrauen, aktuell die fünfte, werden zunehmend jünger, und ein Familienwappen hat er sich inzwischen auch zugelegt. Dass er seinerzeit, natürlich schweren Herzens, die ersten deutschen Soldaten seit 1945 in den Krieg geschickt hat, scheint vergessen und vergeben. Ich erinnere mich noch an andere Zeiten, in denen seine Worte über die Genossen der Stadtguerilla in aller Munde waren. Man dürfe sich von ihnen nicht einfach distanzieren, da man sich ansonsten von sich selbst distanzieren müsse. Dreißig lange Jahre ist das her.

»Mit diesem ganzen Quatsch habe ich schon lange abgeschlossen«, sagt sie spöttisch, als ich von der neuen Regierung spreche.

»Aber wählen ...«

»Unsinn!« Sie greift in die Tasche, um ihr Handy herauszuholen, das scheinbar wieder vibriert hat. »Oje«, stöhnt sie und drückt wieder auf den roten Knopf.

Vor dem Kanzleramt stehen schwerbewaffnete Polizisten. Das Gebäude macht auf mich den Eindruck eines verlassenen Museums, das zu einem übergroßen Geräteschuppen umfunktioniert wurde. Ich stehe kopfschüttelnd vor dem Hauptportal und frage mich, ob Helmut Kohl schon bei der Planung ahnte, dass seine ehemalige Lieblingsministerin, die ihm später die Gefolgschaft verweigerte, hier einziehen würde. Wir

gehen weiter. Martina stöhnt, wünscht sich ein Taxi oder zumindest eine Fahrradrickscha. Ich sehe in der Ferne den Reichstag und ziehe sie mit. Als wir am Brandenburger Tor einen kurzen Moment stehen bleiben, bemerke ich erst die Unmengen von Schaulustigen, die hier herumlaufen. Ein fliegender Händler will uns alte russische Fellmützen verkaufen, die vermutlich in China hergestellt wurden, während uns wenige Meter weiter ein als DDR-Grenzsoldat verkleideter Mann auffordert, sich mit ihm fotografieren zu lassen.

Ich zeige in die Richtung, wo ich das Denkmal für die ermordeten Juden Europas vermute. Von weitem sehe ich nur die etwas aus der Erde ragenden grauen Granitbrocken. Als wir tief zwischen den Steinen herumwandeln, entfaltet sich ihre ungeheure Wirkung. Martina flüstert mir zu, dass sie noch nicht hier gewesen sei, zwar davon gelesen und Fotos gesehen habe, sich aber nicht hätte vorstellen können, was die Ansammlung von Steinen für einen Wert haben solle. Wir bleiben eine Weile, gehen getrennt und finden uns wieder. Hier unten ist es ruhig, kaum jemand spricht, keine Kinder, die nach ihren Eltern schreien, keine lärmenden Touristen, die sich gegenseitig fotografieren und ›Spaghetti‹ rufen.

Wir laufen weiter, kommen zum Potsdamer Platz und sitzen unter der riesigen Kuppel des Sony Center. Sie trinkt einen Prosecco, ich einen Milchkaffee.

»Noch mehr Sightseeing vertrage ich nicht«, stöhnt sie und reibt sich die Knie.

Die vielen Eindrücke der letzten Stunden haben auch mich müde gemacht. »Also ab ins Bett.«

»Quatsch«, kommt es umgehend von ihr zurück. Sie greift zum wiederholten Mal in die Tasche und zieht verärgert das vibrierende Handy heraus. »Mist«, flucht sie. »Ich halte das nicht mehr aus.«

- »Was ...«
- »Nichts!«
- »Ach so.«

Der Taxifahrer fädelt sich geschickt in die dreispurige Straße ein. Martina telefonierte, als ich im Bistro von der Toilette kam, und sagte später zu mir, sie habe uns etwas bestellt.

Der Wagen hält vor einem Delikatessengeschäft, sie steigt aus und kommt mit einem Henkelkorb zurück, den sie im Kofferraum verstaut. Sie lächelt geheimnisvoll, ich frage nicht.

Das Taxi fährt von der Autobahn ab, wir müssen in Kürze in Zehlendorf sein. Als sie ihr Handy aus der Tasche zieht, verändert sich schlagartig ihr Gesichtsausdruck. »Verflucht, Mama, was ist denn?«, schreit sie ins Telefon. »Ich habe keine Zeit!«

Ihre Mutter scheint etwas zu erwidern.

»Ich melde mich später«, sagt sie barsch und legt auf.

»Wie alt ist sie jetzt?«, frage ich nach einer Pause.

»Uralt. Ich hasse es, wenn sie getrunken hat und mich am Telefon belästigt.«

»Sie wohnt alleine?«

»Nein.«

Das Taxi stoppt auf einem Parkplatz.

»Es ist nicht weit«, sagt sie und geht voraus. Wir laufen durch halbhohes Weidenbüsche bis an einen See. »Das ist meiner«, lacht sie, als sie sich in Ufernähe ins Gras fallen lässt.

Der Himmel, der sich am Horizont orange gefärbt hat, spiegelt sich auf der dunklen Wasseroberfläche wider. In der Ferne höre ich Frösche quaken und den Singsang der Zirpen. Es ist kurz vor einundzwanzig Uhr. Wir sitzen nebeneinander im Sand und warten auf den Sonnenuntergang.

»Schöner Platz«, sage ich immer noch staunend. »Aber wo sind die restlichen drei Millionen Berliner?«

»Ist das so wichtig?«, fragt sie ungerührt und legt sich quer zu mir mit dem Kopf auf meine Brust. »Sag mir lieber, wie lange du bleibst.«

»Ich weiß es nicht.«

Ich muss an Heidelberg und den lange zurückliegenden Studentenkongress denken, der das Ende unserer Beziehung einläutete. In einer WG schliefen wir auf Luftmatratzen zu sechst in einem Zimmer. Martina pumpte schweigsam ihre Matratze auf und legte sie neben meine, obwohl zwischen uns bereits tagelang eisiges Schweigen herrschte. Seit einer von mir mitorganisierten Uni-Fete für Erstsemester waren wir zerstritten. Sie kam damals zu mir, zog mich von der lauten Musik weg und bat mich, mit ihr nach Hause zu fahren, da sie höllische Kopfschmerzen habe. Ich erwiderte, dass ich zuerst die Eintrittsgelder zählen müsse und wir danach gehen könnten, vergaß aber einen Augenblick später ihren Wunsch. Als ich sie mit wütendem Gesicht von der Tanzfläche aus sah, war es zu spät. Sie drehte sich um und lief davon. Ich holte mir ein neues Bier und prostete einer Gruppe von Erstsemestern zu.

Irgendwann weit nach Mitternacht kam sie auf mich zu. Ihr offenes langes Haar wirbelte herum, als sie mich lachend aufforderte, mit auf die Tanzfläche zu kommen. Sie hieß Katja, studierte im ersten Semester Germanistik und war mir bereits einige Tage vor der Fete in der Mensa aufgefallen.

Wie wir später in ihre Wohnung gekommen sind, habe ich vergessen. Als ich sie am frühen Morgen verließ und durch die menschenleeren Straßen nach Hause eilte, suchte ich verzweifelt nach Entschuldigungen für mein spätes Kommen. Meine Hoffnung, dass Martina bei meiner Ankunft schon schlafen würde, zerschlug sich, als ich leise die Schlafzimmertür öff-

nete und sie im gleichen Moment das Licht anschaltete. Sie fragte mich, woher ich käme, woraufhin ich lediglich mit den Schultern zuckte und mich ins Bett legte. Wo ich gewesen sei, schrie sie und schlug mit der Faust auf meine Bettdecke. Als ein Wort das andere gab, verließ ich das Bett, um auf dem kleinen Sofa im Wohnzimmer zu schlafen. Die folgenden Tage verbrachten wir schweigend nebeneinander, bis wir nach Heidelberg fuhren.

Martina, die von der Pille Migräne bekam und sie deshalb abgesetzt hatte, rechnete immer die Tage aus, an denen wir gefahrlos miteinander schlafen konnten. Mit der Zeit hatte ich eigentlich ein Gefühl für die Abläufe bekommen und hätte in Heidelberg wissen müssen, dass Kondome notwendig gewesen wären. Bei unserer Kneipentour am zweiten Abend tranken wir beide viel, und ich schlief augenblicklich ein, als wir endlich auf unseren Matratzen lagen. Mitten in der Nacht rüttelte jemand an meiner Schulter. Als ich hochschreckte, legte mir Martina den Finger auf die Lippen und zog mich zurück auf die Matratze. Sie liebe mich, flüsterte sie mir ins Ohr, während sie sanft mein T-Shirt hochschob. Der Sex zwischen all den anderen Schlafenden war aufregend und fühlte sich dreckig an, und ohne dass ich es jemals zugegeben hätte, war ich unglaublich stolz auf meine verruchte Freundin.

»Ich weiß nicht, wie lange ich bleibe. Aber immerhin halten wir es schon fast dreißig Stunden miteinander aus, ohne zu streiten«, sage ich breit grinsend.

»Für jedes verlorene Jahr eine Stunde. Das ist nicht gerade viel. Können wir das auf drei oder vier erhöhen?«

»Erträgst du mich so lange?«

»Ich gehe das Risiko einfach mal ein. Dieses Mal verschwindest ja du, und ich brauche nur die Tür zuzumachen.«

»Du meinst: Lieber den Spatz in der Hand als ...«